

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Wachsthum aller Virenten verhält n

35. Jahrgang.

2000

Evangelium des hl. Lukas 16, 1—9

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in übeln Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet. Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwallung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich tun, da mein Herr die Verwallung mir abnimmt? Graben kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tue, damit, wenn ich von der Verwallung enterbt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen und sprach zu dem ersten: Wieviel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonnen Oel. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem andern: Wieviel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.

Drei große Papstgestalten sind in unseren letzten Betrachtungen an unserem Auge vorübergezogen, Leo I. (440—461), Gregor I. (590—604) und Gregor VII. (1073—1085). Alle drei sind Heilige und führen den Ehrentitel „Der Große“. Sie sind groß in ihrem Charakter, in ihrer Heiligkeit, in der Ueberwindung der Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten. Die Lebensgeschichte aller drei hat das gemeinsame, daß sie in wilder verurtheter Zeit das Schifflein der Kirche führten und es unverfehrt in den sicheren Hafen brachten. Das führt uns auf ein Gebiet, das von den Gegnern der Kirche mit Vorliebe betreten wird, wenn es gilt, uns Katholiken wehzuthun und uns die Liebe zu unserer Kirche zu rauben. Ich mein damit jene betrübten Zeiten, da es dem Herrn gefallen hat, seine Kirche Hirten anzuvertrauen, die von der Heiligkeit und Reinheit, die sie eigentlich besitzen sollten, weit abgewichen sind und den Stuhl Petri mit Sünde und Schmutz befleckt haben. Aber ich will gleich bemerken, daß es mir weit fern liegt, unsere Leser mit Dingen bekannt zu machen, die dem christlichen katholischen Borgefühl entgegenlaufen und an die wir nur ungern erinnert werden. Wir Katholiken bilden eine große Familie. In jeder Familie gibt es ungeratene Mitglieder, die der Familie nicht zur Ehre gereichen, von denen man nicht gerne spricht. Wenn aber die Kinder herangewachsen sind, wenn sie nach den Großeltern und Urhähen fragen, dann

hält es der Vater für angebracht, die Kinder in die Geschichte der Familie einzurichten und auch von den Fehlern und Gebrechen der Ahnen zu erzählen, damit sie nicht etwa zuerst durch die Feinde der Familie auf das unrlühmliche der Voreltern hingewiesen werden und dadurch der Familiensinn und die Achtung vor Eltern und Großeltern beeinträchtigt werde. Dieses Abicht leitet uns, wenn wir aus der Vergangenheit der Familie unserer großen geliebten Kirche erzählen und auf Dinge zu sprechen kommen, die uns nicht zur Ehre gereichen, die aber andererseits das Walten und Wirken des heiligen Geistes in diesen Wirren auf das bestimmteste nachweisen.

1. Die Kirche ist eine Gründung Gottes. Jesus Christus selber hat den Grund zur Kirche gelegt, als er auf Erden wandelte und Jünger um sich sammelte. Diese Jünger bilden die Anfänge der Kirche. Drei Jahre bemühte sich der Heiland um sie, führte sie in den Geist der neuen Kirche ein und lehrte sie alles, was sie zu ihrer künftigen Stellung brauchten. Aber erst am Pfingstfeste, als Jesus bereits von ihnen gegangen und endgültig in sein himmlisches Reich zurückgekehrt war, eröffnete sich ihnen das ganze Verständnis für das neue Reich. Der heilige Geist war es, den ihnen Jesus verheißt und als fortwährenden Beistand der Kirche versprochen hatte. Im übrigen sollten die Apostel zur Ausbreitung der Kirche sich aller natürlichen und unter den Menschen gebräuchlichen Mittel bedienen. Die wunderbare Hilfe, deren sich die ersten Christen zu erfreuen hatten, schwand mehr und mehr ab und in dem Maße, als die Kirche erstarkte und jener außerordentlichen Hilfsmittel nicht mehr bedurfte. Nach dem Plane Gottes sollen Menschen die Kirche leiten. Auch den Leitern der Kirche und selbst dem höchsten Leiter ließ Gott die persönliche Freiheit, er hatte vollständige Freiheit in seinem Handeln, nur mit dem Ziele, der Kirche Wohl zu fördern und die Seelen zu ihrem übernatürlichen Ziel hinzuführen. Nur sorgt Gott gemäß seiner Verheißung dafür, daß der Papst in seiner amtlichen Eigenschaft in Wort und That vor Irrtum bewahrt bleibt. Das ist die sogenannte päpstliche Unfehlbarkeit, über die wir uns früher eingehend verbreitet haben. Die Unfehlbarkeit erstreckt sich nicht auf die persönlichen Eigenschaften der Leiter der Kirche, sondern nur auf die amtliche Führung. Die persönliche Heiligkeit ist persönliche Sache des Papstes. Gewiß entspricht es dem hohen Amte eher, daß der Papst auch persönlich auf hoher Warte steht und in seiner ganzen Lebensweise vorbildlich ist. Wenn er das nicht ist, wenn er in seinem Privatleben Vergernis gibt und dadurch die Sache der Kirche, der Seelen empfindlich schädigt, dann wird ihn doppelte Verantwortung treffen gemäß den Worten des Heilandes: Wem viel anvertraut ist, von dem wird auch viel verlangt werden.

Dies vorausgeschickt, erklärt sich jetzt, daß es tatsächlich unter den 261 Päpsten, die oizher die Kirche Gottes regierten, einige gegeben hat, die in ihrer Lebensweise zum Anstoß der Gläubigen wurden und der Kirche schwere Wunden schlugen, die heute noch nicht vernarbt sind. Wir können hier nicht auf Einzelheiten eingehen. Es ist das auch weder angenehm, noch erfreulich, noch nützlich. Es genügt zu wissen, daß einige Päpste die ganze Stufenleiter der menschlichen Leidenschaften hinauf- und hinabgeschritten sind. Welt-sinn, Vernachlässigung der Interessen der Kirche, Vermischung der kirchlichen Interessen mit weltlichen, Bereicherung der eignen Person und der Verwandten, dann auch Sünden des Fleisches.

des Hochmutes. Nur etwa vier oder fünf kann man als wirklich schlechte Päpste bezeichnen. Bei diesen muß aber hinzugefügt werden, daß sie meistens nicht frei nach den Satzungen der Kirche gewählte, sondern ihr von politischen Parteien aufgedrängt wurden, sodaß ihnen schon von vornherein der Makel der Unwürdigkeit aufgedrückt war. Die Zeit nach Karl dem Großen (768—814) und das folgende Jahrhundert (das größte Erniedrigung des Papsttums. Deshalb wird dieses das dunkle Jahrhundert genannt.) Die Ursache lag in der Ohnmacht des fränkischen und sächsischen Königshauses. Solange ein Karl der Große regierte, wagten es die römischen Abelsparteien nicht, ihr Haupt gegen den Papst zu erheben. Als aber die Schwäche und Regierungsunfähigkeit seiner Nachfolger immer mehr zu Tage trat, begannen die römischen Wägen das Papsttum zu vergewaltigen und ihren Interessen dienstbar zu machen. So mußte es also kommen, daß das Papsttum zu einer Verforgungsanstalt der römischen Wäghäuser wurde. Mit Dolsch, Gift und anderen Untaten wurden Päpste entfernt und auf den Thron erhoben. Nicht genug damit, daß solche Verbrechen auf dem Stuhle Petri und in dessen Umgebung wirklich geschahen, man hat auch eine ganze Reihe von Erniedrigungen dieser Zeit angeblendet. Diese erdichteten Schilderungen stammen meistens von einem gleichzeitigen Schriftsteller, dem Bischof Liutprand von Cremona und stehen deshalb im Geruche der wahrheitsgemäßen Berichtserstattung. Nun ist aber Liutprand nicht bloß von katholischen, sondern auch von protestantischen Gelehrten als ein arger Verleumder der Päpste und als ein Väger entlarvt worden. Der nichts weniger als katholikenfreundliche Historiker Schlosser sagt von ihm: „Liutprand faßt alle Dinge von der gemeinsten Seite auf. Er erzählt ohne alle Schonung die schmutzigsten Geschichten und die anstößigsten Anekdoten.“ Man muß sich gegenwärtig halten, daß bei solchen wilden erregten Zeiten und auch später bei den heftigen Kämpfen um die Investitur zur Zeit Heinrich IV. und V. (1056—1106—1125), wo gleichzeitig zwei oder drei Päpste gleichzeitig auftraten, die sich unter den Bischöfen des Landes ihre Anhänger suchten, eine unparteiische Berichterstattung sehr schwer war und die schriftlich überlieferten Nachrichten mit Vorsicht aufzunehmen sind.

2. Mit Gregor VII. energischer Tätigkeit zur Begabung der kirchlichenucht und Ordnung wurde die ganze Kirche in den Einfluß dieses hochbedeutenden Papstes gezogen und eine ganz neue Zeit eingeleitet, die zur äußeren und inneren Blüthezeit der Kirche führte. Aber auch dieser Machtstellung folgte ein äußerer und innerer Niedergang, der in das Jahrhundert vor Luthers Auftreten fällt. Hier werden uns einige Päpste genannt, die der Kirche nicht zum Segen waren. In Alexander VI. (1492—1503) erreichte das Aergerniß seinen Höhepunkt. Gerade dieser Papst wird als Beispiel der Verkommenheit und Vasterhaftigkeit angeführt. Sind auch viele der ihm von seinen Feinden vorgeworfenen Verbrechen erdichtet, so bleiben doch noch genug andere übrig, die sein Andenken dem sittlichen Wüthen überantworten. Er hätte bei seinen natürlichen glänzenden Anlagen den Stuhl Petri zieren können. Er war gebildet, Förderer der Künste und Wissenschaften, dem Volke gegenüber milde und herablassend, den Großen gegenüber streng und hart, in Gefahren mutvoll und entschlossen, in Unterhandlungen fein und verschlagen, vor keinem Mittel zurückbeugend, Meister der damals au

den Höfen herrschend gewordenen Nützlichkeitsholiti. Allein bei seiner maßlosen Verweltlichung und Gemüthsucht diente sein Pontifikat nur dazu, den von ihm entweihten Stuhl Petri vor aller Welt in Mißkredit zu bringen. Schon sein Nachfolger war ein fittlich unansehnlicher Charakter. Und dann rüttelte die durch Luther ins Rollen gekommene Bewegung, die unheilvolle Glaubensspaltung, die leichtfertigen Geister auf und das Orientier Konzil brachte die rechte Reformation an Haupt und Gliedern. Seitdem wetteifern die Vertreter auf dem päpstlichen Stuhle zu Rom an Heiligkeit des Lebens, Reinheit der Sitten und Eifer für das Heil der Seelen.

Wenn unter den 12 Aposteln einer ein Ungeatener war, dann macht das in entsprechendem Prozentsatz von 261 etwa 22. Es sind aber bei weitem nicht so viele Unwürdige auf Petri Stuhl. Wer also von „vielen schlechten Päpsten“ spricht, der redet gewisslos und ohne Kenntnis der historisch feststehenden Tatsachen. Was die vier oder fünf wirklich unwürdigen Päpste geistig haben, haben die vielen anderen, die weit über dem Durchschnitt an Bedeutung stehen, reichlich aufgewogen.

3. Die Gegner der Kirche sprechen immer von schlechten Päpsten. Nur davon ist ihnen etwas bekannt. Wer von den wirklich guten, tüchtigen großen Päpsten haben sie keine Ahnung. Das ist aber die Methode der Oberflächlichen, Einseitigen, Halbgebildeten. Siebenundsiebzig Päpste werden in der Kirche als Heilige verehrt, und unter diesen haben einunddreißig ihren Glauben und ihre Ueberzeugung mit dem Martyrertod besiegt. Wo gibt es eine Dynastie von weltlichen Regenten, die so viel Geist, Energie, Wissenschaft und Tugend in sich vereint wie die der Päpste? Da finden sich Kirchenlehrer wie Leo der Große und Gregor der Große, Heldengestalten und Staatsmänner wie Gregor VII. und Innocenz III., Gelehrte wie Silvester II. und Pius II., Gregor lehrte wie Silvester II. und Pius II., Gregor XIII., Urban VIII., Benedikt XIV., Beschützer und Förderer der Kunst wie Julius II. und Leo X., in deren Auftrag ein Raffael und Michelangelo ihre unsterblichen Werke schufen. Und welche eine glanzvolle Erscheinung war der vorletzte Papst Leo der Dreizehnte! Der Protestant Herder schreibt in einem seiner Werke: „Eine lange Reihe müßte hier stehen, wenn auch nur die vornehmsten, würdigen und großen Päpste genannt werden sollten.“ Und der protestantische Historiker Gregorovius faßt am Schlusse seiner achtbändigen, durchaus nicht immer einwandfreien „Geschichte Roms im Mittelalter“ sein Endurteil über die Päpste in folgende Worte: „Die Geschichte hat nicht Heldentitel genug, um damit die weltumfassende Wirksamkeit, die großen schöpferischen Taten und den unvergänglichen Ruhm der Päpste auch nur annähernd zu bezeichnen. Sie verdienen die volle Bewunderung der Menschheit und ihre lange Reihe wird am Himmel der Kulturgeschichte ein System bilden, dessen Glanz alle anderen Reihen von Fürsten und Regenten überstrahlen muß.“

Daß die päpstliche Unfehlbarkeit mit der persönlichen Sündhaftigkeit einiger Päpste nichts zu tun hat, ist uns Katholiken bekannt. So wie der hl. Petrus, der erste Papst, trotz seiner schweren Verfehlung, die unter den Aposteln doch bekannt war, zum obersten Amt in der Kirche berufen wurde und dann mit der Gabe der Unfehlbarkeit ausgestattet war, und trotz seines früheren schweren Vergernisses die Herde Christi recht leitete und vor Irrtum bewahrte, so kann auch ein unwürdiger Papst sehr wohl die Kirche Gottes vor Irrtum bewahren. Und tatsächlich hat man den in der Geschichte als unwürdig bekannten Päpsten trotz allseitiger Nachforschungen nicht eine einzige Verfehlung gegen den Glauben nachweisen können. Das muß uns mit Staunen und Bewunderung über Gottes Weisheit und Führung und mit großem Dank gegen Gott erfüllen, der uns einer solchen Kirche in die Arme geführt hat.

Bp.

Der hl. Franziskus Solanus, der große Indianerapostel

(23. Juli.)

Zeichen aber werden den Gläubigervordenen folgen, dieser Art: In meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, in neuen Sprachen reden; Schlangen werden sie aufheben, und wenn sie Tödlisches trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden.

(Mt. 16, 17—18.)

Diese Voraussetzung des Heilandes ist so großartig wahr geworden im Leben des großen Indianerapostels, des heiligen Franziskaners Franziskus Solanus.

Franziskus wurde am 2. März 1549 zu Montilla in Andalusien geboren. Er kam aus einer reichen, frommen Familie. Der kluge, stille und sittsame Knabe hatte schon in frühem Alter die Gabe, Zuhörende zu befähigen. So kam er einmal dazu, wie gerade zwei heispornige Spanier mit dem blanken Schwerte ihren Streit austragen wollten. Da sprang der kleine Franziskus zwischen sie, kniete nieder und streckte ihnen seine Armelein entgegen. Dabei hat er sie so beredt, um Christi willen doch von dem unfruchtbaren Streite abzulassen, daß sich die Männer zum Frieden die Hände reichten.

Seine Studien machte der Heilige bei den Jesuiten seiner Vaterstadt. Als dann aber die Berufsfrage zur Entscheidung drängte, entschloß er sich für den Franziskanerorden, der damals in Spanien seine große Zeit hatte. Sein einziger Ehrgeiz bestand darin, daß er der erste in echter, werkerprobter Gottesliebe sein wollte. Wenn er einen Ordensbruder sah, der gleich ihm mit besonderem Eifer nach den Höhen der christlichen Vollkommenheit strebte, dann trat er mit leuchtenden Augen an ihn heran und sprach: „Wohlan, lieber Bruder, wir wollen doch einmal sehen, wer von uns beiden mit größerer Innigkeit unserem Gotte dient, ihm in dieser Woche die meisten Beweise treuer Liebe gibt!“

Als er zum Priester geweiht war, verwaltete er unter den Brüdern das Amt eines Novizenmeisters und eines Hausoberen. In Liebe und herzlichem Erbarmen stand er den Seinen vor, riß sie mit sich hinauf zu dem herrlichsten Tugendstreben. Aber auch außerhalb des Ordenshauses wirkte er mit reichem Segen. Er predigte nach dem Auftrage seines Ordensstifters mit einfachen, schlichten Worten Tugend und Fasten, Strafe und Belohnung; aber gerade diese nahellegenden und doch so notwendigen Wahrheiten machten im Munde des Heiligen einen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer. Dieser Eindruck steigerte sich noch, als Franziskus zur Zeit einer schrecklich wütenden Pest ohne Furcht, mit selbstloser Hingabe und Liebe sich der Kranken annahm und vielen durch sein Gebet Rettung brachte.

Schon lange sah der Heilige sehnsuchtsvoll den Spaniern nach, die zu trübsamem Gewinn in die neuentdeckten Länder Amerikas zogen. Sein Ziel war Seelengewinn. Als er endlich die Erlaubnis seiner Ordensoberen erhalten hatte, reiste er 1589 mit dem neuen Vizekönig von Peru, Garcia Hurtado de Mendoza über St. Domingo, Cartagena, Panama nach Lima ab. Das Ziel der Reise lag schon nahe vor ihnen, da schlugerte ein wütender Sturm das Schiff auf einen Felsen. Ein sicherer Untergang drohte allen. Der Kapitän stieg mit dem Vizekönig und anderen vornehmen Passagieren in das einzige Boot des Schiffes; er wollte auch den Missionar mitnehmen. Doch dieser lehnte ab mit den Worten: „Herr, Sie haben Ihre Pflicht getan; meine beginnt jetzt. Ich bleibe.“ Und er blieb bei den Passagieren des Zwischendeckes und den sechshundert Negersklaven, die nach Lima unterwegs waren. Als die Gefahr immer drohender wurde, redete er seine Leidensgenossen an: „Schauet zum Himmel hinauf! Dort wohnt der starke Hel-

fer in aller Not; ihm wollen wir vertrauen, ihm wollen wir anrufen; er wird sich unser erbarmen.“ Dann kniete er nieder zum Gebete, hörte die Beichte der Christen, unterrichtete die, so noch Heiden waren. Und wenn das Vertrauen schwinden wollte, trat er wieder auf und richtete die Herzen mit seinem glaubensvollen Worten wieder auf, bis nach drei Tagen, als die Wasser schon über Bord schlugen, Rettung kam.

Der Heilige gönnte sich kaum ein paar Wochen Ruhe, sondern drang bald in die weitesten Wälder Perus und Tucumans ein, um den Indianern den Glauben zu fänden. Diese waren im ganzen sehr erbittert über die Spanier, sodaß es nach Ansicht aller ein Todesgang war. Doch in seinem großen Gottvertrauen trat Franziskus ohne Furcht vor die wilden Völker. Wunderbar stand ihm Gott bei. Ohne je ihre Sprache gelernt zu haben, verstanden ihn die verschiedenen Stämme. Als dann noch die Indianer sahen, wie die wildesten Tiere vor dem Heiligen sich zahm niederlegten, war der Damm gebrochen, und nach Tausenden zählte die Seelenernte. Bald war Franziskus wie ein Vater unter den Neubefehrten überall zu Hause.

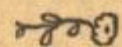
Als so das Werk des Heiligen fest gegründet da stand und leicht von seinen Ordensbrüdern weitergeführt werden konnte, riefen die Oberen den Heiligen nach Lima, der Hauptstadt zurück. Zunächst wirkte er in Trujillo, wo er am 11. November 1603 ein Erdbeben voraussagte, das die ganze Stadt zerstören werde; am 14. Februar 1618 traf die Voraussage buchstäblich ein. In Lima, wo die Pasterhaftigkeit ins Maßlose gestiegen war, jagte er, einem zweiten Jonas gleich, ein ähnliches Strafgericht Gottes voraus, wenn nicht alle Buße täten. Seine Predigt wirkte Wunder, die Stadt ging in sich, und allenthalben regte sich wieder echt christliches, gesittetes Leben.

Doch was Franziskus predigte, übte er selbst in herrlicher Heiligkeit. Sein Gebets- und Bußheifer, seine unbegrenzte Nächstenliebe, sein felsenfester Gottesglaube wirkten wie eine stetige, laute Mahnung zur Uebung der gleichen Tugenden.

Als er sein Ende herannahen fühlte, rief er aus: „O Jesus, woher kommt mir so große Gnade? Du wurdest aus Kreuz genagelt, mich bedienen meine Brüder; du wurdest der Kleider beraubt, ich bin wohl zugedeckt; dir gab man Backenstöße und Geißelhiebe, und mir geschieht nur Gutes! O, wie groß ist deine Liebe. Sei gepriesen, o Gott! Gott, sei gepriesen!“ Mit diesem Ausrufe verließ die Seele den Leib am 14. Juli 1610.

Papst Clemens X. sprach ihn am 25. Januar 1675 selig und Benedikt XIII. am 27. Dezember 1726 heilig.

Der hl. Franziskus Solanus ist der Patron des Franziskanermissionsvereins. Es haben sich nämlich in Deutschland neben dem allgemeinen Missionsverein zu Ehren des heiligen Franz Xaver Missionsvereinigungen der verschiedenen Orden und Kongregationen zusammengeschlossen, die die Arbeiten gerade der betreffenden Orden besonders unterstützen wollen. Sie haben vor dem Kriege herrlich geherrscht, halten sich selbst im Kriege fast auf ihrer alten Höhe. Hoffentlich ist uns ein solcher Friede beschieden, daß die kleineren Vereinigungen in ruhigen Zeiten auch wieder geistlich an der einen großen Aufgabe arbeiten können: Seelen für Christus zu gewinnen. Wer treu dem Kleinen dient, dient auch dem Großen! B. S. B. D. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den Geboten Gottes.

1. Gebot Gottes: Weshalb sollen wir es halten?

Wir sollen Gott ehren, weil er es will, weil er es verdient; aber auch, weil er die Tugend der wahren Gottesver-

ehrung so herrlich lohnt, ihre Verlegung furchtbar straft.

Das Schriftwort: „Die Sünde macht elend die Völker“ gilt vielleicht von keiner Sünde so sehr, wie von der Sünde gegen die Tugend der Gottesverehrung. Nicht nur der einzelne Mensch, nein, ganze Völker sind durch diese Sünde in namenloses Elend geraten. Die Geschichte des israelitischen Volkes ist ja im Grunde genommen nichts anderes als der Beweis für diese Wahrheit. Noch während Moses mit dem Herrn auf dem Berge verhandelte, der noch von den Blüten der Gesezesverkündigung leuchtete, fiel das Volk in die alte Abgötterei zurück — Tausende verfielen der göttlichen Rache. Das Volk bekehrte sich, aber es war keine ganze Bekehrung; es fiel wieder ab — vierundzwanzigtausend raffte die strafende Pest hinweg. Selbst als der Herr sie dann ins Land der Verheißung eingeführt, ins Land, „das von Milch und Honig floß“, hielten sie weiter mit den fremden Göttern, dafür mußten sie das fremde Joch tragen; es geboten über sie die Moabiter, die Amorrhiter und Amalekiter; zwanzig Jahre leuszten sie unter dem Joch, das ihnen die Kanaaniter aufgelegt. Aber auch dadurch wurden sie nicht klug; sie fielen wieder ab, und sieben Jahre geboten die Madianiter über sie. So ging es in einem fort, bis unter David und Salomon, unter wahrhaft weisen Fürsten, das Volk seinem Bundesgott treu blieb — und nie hat Israel glücklichere Tage gesehen. Als dann am Schlusse seines Lebens Salomon seinem Gotte und größten Wohltäter die Treue brach, wurde er zwar ob seines gerechten Vaters nicht der Zeuge einer neuen Strafe, aber schon unter seinem Sohne Roboam zerfiel das Reich in zwei Teile; und Israel, das zuerst den wahren Gott verließ, geriet auch zuerst unter die Ansdtschaft der Fremden, und als auch Juda dieses Uebel tat vor seinem Gotte, mußte es in siebzehnjähriger Gefangenschaft so schwere Buße tun. „Glückselig der Mann, der den Herrn fürchtet! Glückselig das Volk, dessen Gott der Herr!“ Dieses Wort klingt heraus aus jedem Tage der israelitischen Geschichte.

Und wie unglücklich Völker ohne die rechte Gottesverehrung werden, zeigt die Geschichte der Griechen und Römer. Diese Völker, von deren Kultur die späteren Jahrhunderte zehrten, endeten in ruhmlosem Untergange. Ihre Kultur war in Betätigung von Kunst und Wissenschaft, in kriegerischen Unternehmungen ein Ausfluß der klugen, von Gott mit herrlichen Anlagen ausgestatteten Menschennatur — da war ihr Erfolg beschieden und ein großer dauernder Erfolg. Weil aber in der größten und wichtigsten Frage auch diese Kultur versagte, konnte sie die Völker nicht wahrhaft befreien, nicht wahrhaft glücklich machen. Denn glücklich kann doch ein Volk nicht sein, dessen Großteil nicht einmal die einfachsten Menschenrechte besitzt! Glückselig kann ein Volk nicht sein, daß seine Mitmenschen schließlich zur Augenweide wilden Tieren vorwarf. Glückselig kann doch nicht ein Volk sein, in dem die Frau ohne Achtung durchs Leben schreiten mußte, in dem die Frau nur in einem Punkte dem Manne gleich stand, ihn vielmehr übertraf: in schamloser Sittenlosigkeit. Sowohl bei Griechen und Römern wüßten sich schließlich dann auch alle Verhältnisse, und in jahrzehntelangen Bürgerkriegen zerfleischten sich die, welche Brüder hießen. Und das Ende beider Staaten, das Ende des mächtigen Römerreiches, das die ganze Welt umspannte? Verachtete, aber frische Völker gaben ihnen den Todesstoß!

Und wenn wir die Geschichte der christlichen Völker weiter verfolgen: wieder bewahrheitet sich das Wort: „Ein Volk, das seinen Gott verloren, wird unglücklich! Glückselig ein Volk, dessen Gott der Herr ist!“

Wie doch das deutsche Volk hoch da stand im Rate der Völker, als es in treuem Glauben dem wahren Gotte diente! Sein Kaiser war der erste Fürst der Welt, seine Söhne saßen unter den Regenten der Welt — und der deutsche Name hatte einen vollen Klang auf dem weiten Erdenrunde — mit stolzem Jubel

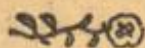
besingt ihn der größte Sänger deutscher Tugend, deutschen Glaubens und deutscher Sitte — Walter von der Vogelweide.

Und unser Nachbarvolk? Wann hat Frankreich seine schlimmsten Zeiten gesehen? Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Einst hatte Frankreich unter einem heiligen Ludwig neben dem deutschen Volke groß und glücklich dagestanden. Das war längst anders geworden, wenn es auch äußerlich noch größer da stand, war es im Innern doch nicht glücklich. Fürsten, die nicht nach den Geboten Gottes, sondern nach eigener Willkür herrschten, hatten wider Willen wohl am Untergange des Reiches gearbeitet — sie hatten das wahre Glück ihres Volkes nicht gefördert. Aber solange dieses Volk selbst noch gläubig war, trug es in Ergebung die Lasten, die eine Willkürherrschaft ihm auferlegt. Als dann aber von Gottesknechten wie Diderot, Rousseau und Voltaire die Furcht Gottes aus weiten Kreisen geschwunden, da ging eine Saat auf, die schon zu bald in furchtbar blutiger Ernte reifen sollte. Die geistigen Söhne dieser Gottesknechter traten frech und dreist auf, warfen den König vom Throne herunter, brachten ihn aufs Schaffot. Dann erklärten sie auch den allmächtigen Gott für abgesetzt, sie, die Zwerglein, ächteten und mordeten die Priester dieses Gottes, rissen die Kirchtürme nieder, die zum Himmel dieses Gottes emporzeigten und erhoben dafür die Sünde auf den Altar. Und die Folgen? Die kann keine Feder beschreiben! Noch keine vier Jahre sind vergangen, und eine halbe Million Menschen ist dieser auf den Altar erhobenen Sünde geopfert. Nicht in einzelnen Opfern fiel dem Moloch dieser Zeit das Volk zu, nein, in wahren Hekatomben. So schauerlich war die Ernte dieser tollen Saat, daß einer der Bannerträger sich gezwungen sah, wieder das Dasein eines „höheren Wesens“ zu erklären. Aber diese Erklärung half nicht viel. Am allerwenigsten dem Erklärer selbst, denn auch ihn fraß die wilde Furie, die der Unglauben entfesselt. Und erst als der Mann, den diese unglückliche Bewegung über alle Köpfe trug, als Napoleon den „alten Gott“ wieder in seine Rechte einsetzte, konnte der Bürger sich wieder seines Lebens freuen. Hab und Gut, Ehre und Leben der Seinen waren wieder gesichert.

Die französische Revolution ist nichts anderes als ein großes Trauerlied auf die menschliche Unvernunft, die es versucht, den zu „stürzen“, der da sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst dir kein geschnittes Bild machen, dasselbe anzubeten!“

Und merkwürdiger Weise hat die Welt noch immer nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß nur in treuer Anhänglichkeit an den wahren Gott das Glück der Völker begründet sein kann. Aber auch das Glück des Einzelnen ruht auf der gleichen Grundlage. Wenn der Mensch auf den Thron seines Herzens einen anderen Gott erhebt, wird er unfehlbar unglücklich. Mag dieser Gott nun heißen: Stolz, Sinnlichkeit, Weiz, oder nach unheimlichem Besitz — es ist gleich! Die Opfer, die er diesen Götzen bringen muß, sind ungleich größer als die, die der wahre Gott von ihm verlangt. Aber den Frieden findet er nicht — weder hier noch im Jenseits! Tiefen, seltsamen Frieden findet nur die Seele, die dem Herrn des Himmels in Gesinnung und Tat die rechte Ehre erweist. Und in des Menschen Herz paßt kein Lohn besser, als dieser selbige Lohn!

„Glückselig der Mann, der den Herrn fürchtet, dem wohlgefallen sehr des Herrn Gebot!“ (Ps. 111, 1.)



Besuch im Kriegs-Genesungsheim

Von Olaf Dalgow.

Ein früherer Jugendgenosse schrieb mir unlängst, daß er in einem Kriegs-Genesungsheim untergebracht sei, welches einige 20 Kilometer von meinem Wohnort entfernt liegt, und bat mich, da er sonst niemand habe, der ihn besuchen könnte, dorthin zu kommen. Seit vielen Jahren

hatten wir uns nicht mehr gesehen, eigentlich schon seit der Zeit nicht mehr, da wir bei der Schulentlassung ins Leben traten. In den vielen Monaten, da er an den verschiedenen Fronten kämpfte, hatte er den schriftlichen Verkehr mit mir wieder aufgenommen, und immer mehr Interesse gewann ich wieder für meinen ehemaligen Schulkameraden, so daß ich gerne seinen Wunsch erfüllte.

Es war an einem schönen Sonntage, wo ich mich auf den Weg machte, einem jener schönen Tage, die uns der Spätsommer kurz vor dem Herbst regelmäßig zu bringen pflegt. Der Zug ratterte durch die bereits leergewordenen Felder. Fröhlich war es noch am Morgen, und der Nebel lag noch wie ein grauer Flor auf Wiesen und Wäldern, bis endlich die Strahlen der Herbstsonne die grauen Wollen und das Nebelmeer durchdrangen, ließ mein Zug in die Station des kleinen Dorfes ein, von wo aus ich in eineinhalbstündigem Marsche mein Ziel erreichen konnte.

Eine lange Kastanienallee führte mich an niedlichen kleinen Häuschen vorbei ins Innere des Dorfes, als die Kirchenglocken mit weichem, feierlichem Klange zur heiligen Messe luden. So schritt ich denn mitten durch die Dörfler, die, das Gebetbuch in der Hand, dem alten Kirchlein zustrebten, als Fremder neugierig von allen Seiten gemustert, doch freundlich und höflich gegrüßt, bis ich dann in dem Gotteshause zwischen den andächtigen Gläubigen stand. Zuerst herrschte noch ein wenig Gedränge. Aber als der alte Priester, in wallendem silbernen Saar, an den Altar trat, legte sich eine wohlthuende, feierliche Stille über den geheiligten Raum. Bagast und sanft, mit weichem, innigem Klingen, hob die kleine Orgel an, und allmählich setzte der Chor der Gläubigen ein zu frommem Gesang, immer lauter werdend, und dann klang die Orgel und klang das Lied durch die heilige Stätte, wie eine innige Abbitte an den Herrn, mit heisser Inbrunst und Zuversicht:

„Hier liegt vor deiner Majestät
Im Staub die Christenheit,
Das Herz zu dir, o Gott, erhebt,
Die Augen zum Altar.“

Nachdem nachher das Credo verklungen, betrat der alte Pfarrer die zierliche Kanzel. Selten hat wohl eine Predigt auf mich so eingewirkt, wie in diesem niedlichen, anheimelnden Kirchlein, die ersten, einbringlichen Worte des Priestergeistes. Einfache Worte waren es, auch für den Geringsten verständlich, die er seiner Predigt zugrunde legte, aber mit Nachdruck verstand er sie einem jeden Zuhörer ans Herz zu legen, daß nicht eher dieses graue Menschenmorden im unglücklichen Europa ein Ende nehmen kann, als im Verhalten der Menschheit Gott gegenüber eine Wendung zum Besseren eintreten wird.

Nach Beendigung der Predigt kniete er nieder an den Stufen des Altars und betete für die letzten Kriegsoffer in der Gemeinde. Da knieten auch die Gläubigen am Boden, und aus dem Beten klang es vorne aus den ersten Bänken wie Schluchzen.

„Die Klosterhöferin,“ hörte ich hinter mir jemanden leise zu einem Nebensitzenden, der auch ein Fremder zu sein schien, flüstern. „Sie hat dem Vaterland bereits drei Söhne geopfert.“

Die heilige Messe war vorüber. Ich schritt weiter, meinem Ziele zu.

Bald sah ich einen großen Wald vor mir. Schon hatte der nahebege Herbst die Farben der Baumkronen beeinflusst. Orangefarbene, gelbe und bräunlich gefärbte Blätter lagen am Boden und wurden vom Winde weitergetragen.

Das Wild spielte im Scheine der warmen Morgen Sonne und huschte bei meinem Nahen erschreckt davon. Am Wegesäume in einem Stoppel feld hatten sich noch einige Kornblumen behauptet, die verblüht die Knospen brachen und nun sterben müssen, ohne so recht sich ihres Lebens geizt zu haben.

Eine Weile noch und vor mir breitete sich in der Waldlichtung ein Kloster aus. Auf seinem Turme flatterte die Rote-Kreuz-Fahne im Winde. Vor Hunderten von Jahren kamen von weither fromme Mönche und bauten ein kleines Häuslein und eine kleine Kapelle an den Ort, und durch die Jahrhunderte durch entstand daraus ein mächt

iges Missionshaus, das weit über die Meere eine Söhne gesandt und unendlich viel zu Gottes Ehre beigetragen. Hat

Als der Krieg kam, wurde ein Teil des Klosters in ein Kriegs-Genesungsheim umgewandelt, in dem heute mehrere Hundert erkrankte Krieger ihre Gesundheit wiederherstellen wollen.

Im Kloster.

Mein Freund hatte einen schweren Tag. Da er nicht sein Lager verlassen durfte, saßen wir um ihn herum im Kreise, die genesenden Soldaten und ich, und plauderten über den Krieg und die Wirren der Zeit. Wenn wir früher als Kinder um die Mutter saßen und uns von ihr Erzählungen und Märchen aus alter Zeit wiedergeben ließen, so mutete uns die Unterhaltung an. Nur daß die Erzählung der Feldgrauen lebendiger, begeisterter, gefährvoller waren, als die der verwundeten Prinzen und Helden in den Spuckgeschichten und Märchen.

Da war einer, ein Breslauer, der verstand es besonders, in feinsinniger, fesselnder Weise zu erzählen. Er war bei der Kronprinzenarmee, in manchem heißen Streit mit vorgesturmt, daß ihm Deutschlands zukünftiger Thronerbe feststeigen das Eiserne Kreuz an die Brust geheftet und ihm die Hand gedrückt hatte. Und da er vom Kronprinzen erzählte, leuchteten seine Augen in begeisterten Glanze; man sah, wie er seinen Heerführer liebte. „Und so ergings uns allen“, sagte er an einer Stelle. „Hatten wir Tage und Wochen keine Ruhe gekannt und mit Gefahren und Entbehrungen gekämpft, daß sich heimlich ein Regen in unser Herz schlicht, wenn unser Kronprinz ruft, dann gibts kein Hindernis. Dann kennen wir keine Gefahren. Siegen, heißt es immer nur. Für unseren Kronprinz schlagen wir zu jeder Zeit unser Leben in die Schanze!“

Und ein anderer Feldgrauer erzählt von seinen Strapazen in Galizien.

„Uns führte Hindenburg, dem kein Feind widerstehen kann“, beendete er stolz seine Rede. Plötzlich tönt aus der Ecke des Saales eine andere Stimme an unser Ohr.

„Wahre Dich, England! Feuchterisches Albion!“

Ein Matrose, der auf einem U-Boot oft an der englischen Küste war, träumte oder phantasierte auf seinem Lager von seinen kühnen Fahrten und Abenteuern.

Da ich erzählen hörte von so vielen Heldentaten unserer braven, die Heimat schirmenden Krieger, dachte ich an das unberechtigte Murren und Klagen mancher Dabeimgeliebten, die immer noch nicht den Ernst unserer Zeit erfasst haben, die keine Dankbarkeit für unsere Verteidiger kennen, sondern in ihrem Drängen nach Vergnügen und Wenusucht jeden Tag versuchen, der ihnen eine kleine Entbehrung bringt. Dachte an so manche, die nichts Besseres zu tun wissen, als kläglich zu jammern, wenn sie an Stelle der gewöhnlichen roten Kartoffeln gelbe erhalten, während unsere braven Soldaten sich in unerhörten Entbehrungen draußen verbluten, und Gel packte mich ob solcher Treibereien dieser Kleinfischen, mit erbärmlicher Moral ausgestatteter Erdenbürger — Deutsche sind es nicht — die in ihrem Treiben daheim dem vom Feinde, dank der Heldentaten unserer Krieger, verschont gebliebenen Vaterland, den eigenen Brüdern in den Rücken fallen. —

Nach Tisch führte mich einer der Herrn Patres durch die weiten Räume des Klosters und durch eine geschickt zusammengestellte Ausstellung von Arbeiten der rekonvaleszenten Soldaten. Besonders eine wunderbare Madonnendarstellung festelte meinen Blick, die ein geübter Berliner Maler, welcher sich unter den genesenden Soldaten befand, angefertigt und als Dank für die liebevolle Aufnahme den Patres geschenkt hatte.

Als wir nachmittags von einem Spaziergang im Walde heimkehrten, läutete die Glocke der Klosterkirche bereits zur Abendandacht. Es war ein Hauch des Friedens, der über dem kleinen sanfteren Räume lag, daß das Herz in heiliger Andacht beten konnte, ohne von irgendwelchen Einflüssen aus der Welt gestört zu werden. Immer dunkler wurde es, und als ich nachher hinaustrat und zum Lebewohl meinen Freund aufsuchte, da war der Abend gekommen und die Zeit soweit vorgerückt, daß ich eiligen Schrittes wieder der Feldstation zutrotten mußte.

Einige Feldgrauen gaben mir das Geleit. Rings in der weiten Runde klangen die Abenglocken melancholisch in süßem, mildem Klange.

Einmal mußte ich den Blick nach rückwärts gleiten lassen zu der Stelle, wo wie in einem traumhaften Wunderland das märchenprachtige Kloster lag, das mir für einen Tag freundliches Heim war.

Dann war ich wieder an der Bahnstation. Nach herzlichem Abschied und dem Versprechen, bald wiederzukommen, bestieg ich das Dampfboot zur Fahrt in die Heimat, auf der ich mit Wohlgefühl mich den Erinnerungen meines Besuches im Kriegsgenesungsheim hingab, bis ich durch

meinen vorbeifahrenden Lazarettzug auf andere Dinge abgelenkt wurde. Ich dachte an die Feldgrauen aus der eigenen Familie, an meinen Bruder, der bei Verdun fiel und an den Schwager, der in der Champagne sein Leben ließ, — und an die vielen Millionen, die in den Schützengräben an der Somme, bei Verdun, in Galizien, Kurland und Rumänien ihre harte Pflicht tun, weil die Sicherheit des eigenen Landes es fordert.

Und als ich zur Ruhe gegangen war, träumte mir in der Nacht von einem jungen Morgen, an dem die Sonne des Friedens aufsteigen und die Völker Europas wieder versöhnen wird.



Ein edles Herz

Erzählung von Rebekka

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung)

Ihre erste Lehrerin war die gute Mutter selber gewesen, später hatte sie bei den Ursulinerinnen, unter deren Obhut sie vom 3. bis 15. Jahre geblieben, ihre reiche musikalische Begabung weiter ausgebildet. Freilich konnte von wirklicher Schule nicht die Rede sein, und in der Großstadt würde man sicher vieles in ihrem Spiele, wie in ihrem Gesange zu kritisieren gefunden haben, aber ihr inniges Gefühl, die reinen Töne, die ihrer Brust entquollen, gaben trotzdem dem einen, wie dem anderen einen eigenen Zauber, und schön war es, von alt und jung im vollen Chor Gottes Lob und der Gottesmutter Preis erschallen zu hören.

Wurde jeder Tag, auch werktags, mit Gesang geschlossen, so tat man sich Sonn- und Feiertags doppelt so darin zugute, und Franz Ignaz dachte es auch, als habe er nimmer so gern und fröhlich gesungen als in dem Familien-gesangsverein der Pächtersleute.

Aber nicht nur durch Musik wurden die Ruhetage gewürzt, auch schöne Spaziergänge wurden gemacht, sei es durch die Felder oder in den herrlichen Wald hinein. Die Pächterin als Förstertochterlein war ja im Walde groß geworden und ihre Liebe für ihn hatte sich getreulich auf ihre Kinder vererbt.

Ignaz Friedrich wunderte sich oft, wie genau sie allesamt in der Pflanzen- und Tierwelt des Waldes Bescheid wußten, ja wie gründlich in bezug auf ihn ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren, meist durch eigene feine Beobachtungen erworben, wie denn überhaupt, Vater, Mutter und Kinder ein nicht unbedeutendes Maß von Allgemeinbildung besaßen.

Die langen Winterabende waren es, wo geistige Beschäftigung gepflegt, und manches gute Buch gelesen wurde. Sie konnten nicht viel für die Ausbildung ihrer Kinder tun. So hatten sich die Pächtersleute gesagt, wahrscheinlich vermochten sie auch nicht Annen und Theresen zu den Ursulinerinnen zu schicken, wie Rot' Marie, denn ihre Lage wurde von Jahr zu Jahr schwieriger, so mußte eben versucht werden, sie im Hause selber zu fördern und die Zeit auch in dieser Beziehung zu Rate halten.

Am meisten aber hatte das fromme, opferwillige Leben der Eltern die Kinder erzogen, ihr Gemüt entwickelt und ihren Verstand gereift, die Einsamkeit, in der sie erwachsen, sie vor Zerstreuung und Zersplitterung ihrer Kräfte bewahrt, sie frisch und aufnahmungsfähig erhalten.

Es war Ignaz Friedrich oft, als habe er eine neue Jugend bekommen, als bläse auch er auf Welt und Menschen mit dem unschuldigen Kinderblick dieser reinen, ursprünglichen Menschen. In jedem Fall wurde auch ihm der Sonntag, was er diesen lebenswürdigen Menschen war, ein Rasttag für den Leib und ein Rüsttag für die Seele. Kein Wunder, daß die Zeit für ihn flügel hatte. Ja, war es denn möglich, daß die Wälder sich schon herbstlich färbten und über die abgeernteten Felder die weißen Sommerfäden sich breiteten? Sein Sommeridyl mußte ein Ende nehmen, er erkannte es wohl — und bange und fragend schlug ihm das Herz in der Brust.

„Es bricht wirklich ein Lichtstrahl durch unsere Sorgenmacht“, sagte Pächter Rudolf zu Ignaz

Friedrich mit freudig erregter Stimme. Soeben hat mir Justizrat Vertuch geschrieben, daß Herr Olaf den Zahlungstermin meiner Pacht bis Martini verschoben habe mit dem Bemerkten, daß meine Denkschrift denselben sehr beschäftige, und er wahrscheinlich, noch ehe der Winter seinen Einzug halten werde, nach Briskow kommen werde. — Ist das nicht eine gute Kunde? Lieber Herr Friedrich, wie danke ich Ihnen jetzt für Ihren guten Rat, noch einmal es bei Herrn Olaf mit einer eingehenden Klarlegung der Verhältnisse zu versuchen!“

Und warm schüttelte Pächter Rudolf Ignaz Friedrich die Hand.

Dieser machte ein halb verlegen, halb amüsiertes Gesicht, dann sagte er:

„Ich gratuliere von Herzen, aber Ihren Dank verdiene ich nicht, nein wirklich nicht.“

„Doch, doch, ich weiß, was ich sage“, rief Herr Rudolf bewegt, „und alle die Meinen denken wie ich. Sie haben uns wahrhaftig wohl getan, Sie sind mein guter Berater gewesen, Sie waren auch meine treue Hilfe und Stütze während der Erntezeit, und zwar nicht nur mir, sondern jedem einzelnen Familiengliede, gar nichts zu reden von Ihrer Fröhlichkeit und Frische, die uns über manche trübe Stunde hinweggeholfen hat.“

Und daher ist es unser aller Wunsch, und meine herzlichste Bitte, daß Sie bei uns bleiben möchten, bis sich Ihre Angelegenheiten geordnet haben. Sie sagten mir, daß Sie Hoffnung hätten, auf einen Ihnen lieben Wirkungskreis, und von Herzen wünsche ich natürlich, daß sich dieselbe erfüllen, aber bis das geschieht, ist es Ihnen vielleicht auch recht, bei uns in Briskow zu bleiben, wenn wir selber unser Heim hier behalten, und ich mich mit meinem Verpächter arrangiere. Dohes Gehalt kann ich Ihnen allerdings nicht bieten, aber Sie sind ja bescheiden, und leicht darf ich hinzu setzen, ohne meinerseits diese Tugend zu verletzen, daß Sie bei mir in Briskow auch manches noch zu lernen vermöchten für Ihren Beruf als junger Landwirt.“

Wie brav, wie gut Pächter Rudolf aussah, als er dies sagte, wie warm seine Worte klangen!

Ignaz Friedrich war augenscheinlich davon ergriffen.

„Nieheres könnte mir garnicht geschehen, als hier in Briskow unter Ihrer Leitung zu arbeiten und mich als zu Ihrer Familie gehörig zu betrachten, und ich hoffe auch zu Gott, daß ich es werde. Wenn ich noch kein ganz festes Ja auf Ihr Anerbieten habe, so kommt es einmal daher, — daß, daß — ja, wie soll ich denn nur sagen?“

„Daß Sie natürlich erst prüfen müssen, ob Ihnen mein bescheidenes Anerbieten nichts Besseres vorschlägt? Sagen Sie es mir frei heraus, lieber junger Freund, Sie sind ja ein offener, ehrlicher Mann — wir nehmen es Ihnen nicht übel. Sie sollten vorderhand auch nur wissen, daß wir Sie gern bei uns behalten, daß ich Ihnen vom 1. Oktober an ein Gehalt von 100 Mark vierteljährlich zahlen würde; mehr könnte ich Ihnen allerdings vorläufig nicht geben.“

(Fortsetzung folgt.)